

Regionalwährungen und ihr Hintergrund

zweiter Teil
Anhang VI
Text: 46.2.8

Februar 2007

www.tristan-abromeit.de

oo

Themen: Zins, Eigentum, Fortschrittsbremsen

Der unbekannte Luther
von Irma und Hugo Petzold / Seite 2

Martin Luther, der unbrauchbare Zeuge
von Siegfried hellmonds / Seite 4

Das Problem des Zinsnehmens in der Theologie und Wirtschaft
von Arno Scholle (Auszug NSDAP) / Seite 6

..Frage an Proudhon: Warum ist Eigentum Diebstahl?
Frage von Elimar Rosenbohm in Zeitschrift für Sozialökonomie / Seite 10

Das (noch) fidele Stachelschwein
und
Ihr wußtet nicht, wie ihr das Kapital fassen solltet
Beiträge von Will Noebe über Proudhon (und Marx)
aus der Zeitschrift telos – Die Welt von morgen¹ / Seite 12 / 17

Der Mensch, die Freiheit, das Eigentum
über John Locke von K-L.Baader in der HAZ / Seite 21

Das Manifest der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft
formuliert von Karl Walker / Seite 23

Der Mensch lebt nicht von Brot allein
von Wladimir Dudinzew (Auszug und Literaturhinweis) / Seite 31

1 Dr. Will Noebe wurde für seine Ein- und Ansichten lange eingesperrt. Nachzulesen in: „Wie es wirklich war / 7 1/2 Jahre politischer Gefangener des N.K.W.D. In Ostdeutschland und Sibirien.“



Der unbekannte LUTHER

Bekannt ist jedem evangelischen Christen, daß es bei **Martin Luther** heißt: „Allein durch den Glauben ohne des Gesetzes Werke“. So geschrieben in „Die Freiheit eines Christenmenschen“, worin auch steht, daß Werke tun geschädlich seien.

Dieser Text hat sich seit Jahrhunderten in unzähligen Predigten niedergeschlagen und dieses: „Wir können nichts tun“, ist zum A und O des evangelischen Glaubens geworden.

Unbekannt ist dagegen geblieben, daß nur einige Seiten weiter, in der gleichen Schrift, im **zweiten Teil** steht:

„... hier wollen wir allen denen Antwort geben, die an dem seither Aufgeführten Anstoß nehmen, daß der Glaube alles ist und allein schon genügt um recht-schaffen zu machen, warum sind dann die guten Werke geboten? Dann wollen wir guter Dinge sein **und nichts tun!** – **Nein, lieber Mensch, so nicht!** Es wäre wohl so, wenn du allein ein innerlicher Mensch geworden wärest und ganz geistlich; das aber ist nicht der Fall bis zum Jüngsten Tag. Es ist und bleibt auf Erden nur ein Anfangen und Zunehmen, das erst in jener Welt zur Vollendung kommt. (S. 179).

(Fettdruck Redaktion)

Luther fährt fort:

„Solange der Mensch lebt auf Erden und mit Leuten umgehen muß, da fangen die guten Werke an... Nicht die guten Werke machen einen rechtschaffenden Mann, sondern der rechtschaffene Mann kann nicht anders denn gute Werke tun.“

Martin Luther wollte etwas sehr Einfaches, den Aberglauben überwinden, daß einer sich mit seinen Schenkungen an die Kirche etc. die Seligkeit „verdienen“ könne. Luther wollte ein gelebtes Christentum. Er wollte niemals den Christen mit einer „**Wir-können-nichts-tun-Predigt**“ entmündigen.

Martin Luther als Sozialkritiker

Als Dr. Roser 1927 in einer sozialkritischen Schriftreihe, Neckarverlag, Luthers Sermon „Von Kaufhandlung und Wucher“ aufnahm, schrieb er:

„Der Sermon von Kaufhandlung und Wucher“ enthält eine so klare und durchdringende Analyse der früh-kapitalistischen Wirtschaft, daß wir glauben, ihn in einer sozialwissenschaftlichen Schriftenreihe nicht vermissen zu können. Die lutherischen Ausführungen über Preisbildung, über Konzern- und Monopolbildung leiten zudem zum Verständnis des modernen Kapitalismus hinüber...“

Dr. Roser vergaß aber dann zu erwähnen, daß der Mann, der das Heraufkommen des Kapitalismus so genau beschrieb, nicht das geringste Verständnis für ihn hatte, sondern nach anderen Möglichkeiten des Wirtschaftslebens suchte.

So **unbekannt** diese Lutherschrift geblieben ist, so unbekannt sind natürlich auch Luthers Bemühungen, zu einem von christlichem Geist erfüllten Handels- und Wirtschaftssystem zu kommen. Er verzweifelte an dieser Aufgabe, weil er die **Habsucht** als Haupthindernis für die Durchsetzung eines christlichen Geistes in der Kaufmannschaft erkannte. Wir können noch die **Profitgier** und die **Jagd nach dem Geld** würdig neben die Habsucht setzen. Ein Jäger macht Beute, daher spricht man zutreffend von Ausbeutung. Luther wandte dieses Wort ebenfalls an.

Wie ein Kaufmann im seligen Stande leben könne? beantwortete Luther so: „Nimm den Lohn eines Tagelöhners und schlage deine Arbeit und Gefahr dazu, denn die kannst du dir füglich bezahlen lassen“.

Den Warenumschlag aber wollte Luther an den tatsächlichen Bedürfnissen der Menschen ausgerichtet wissen, Nahrung, Kleidung, Wohnung in ausreichender und menschenwürdiger Weise. Eine Überflußgesellschaft lehnte er ab. Wie oft hat er den Deutschen ihr „grausames Saufen und Fressen wegen seiner Kostspieligkeit“ vorgeworfen. Da seine eigene Lebenshaltung sehr bescheiden war, konnte er das auch.

Luther schilderte (S. 132 ff) wie vermögende Kaufleute durch Kapitalzusammenlegung z. B. alles Öl in einer Stadt aufkaufen. Da aber jeder Öl haben muß, setzen sie den Preis so hoch sie wollen und niemand von ihnen durfte den Preis unterbieten. Diese „Monopole“ lehnte er als gottlosen Handel ab.

„Wie soll das je göttlich und recht zugehen, wenn ein Mann in so kurzer Zeit so reich wird, daß er Könige und Kaiser auskaufen könnte? Aber nachdem sie es dahin gebracht haben, daß alle Welt mit Risiko und Verlust handeln, heuer gewinnen, nächstes Jahr verlieren muß, wogegen sie immer und beständig gewinnen und ihren Verlust mit geisteigertem Gewinn hereinholen können, ist's kein Wunder, daß sie schnell aller Welt Gut an sich reißen. Denn ein beständiger, sicherer Pfennig ist wahrlich besser als ein zeitweiser, ungewisser Gulden. Nun markten solche Handelsgesellschaften jedenfalls mit lauter beständigen, sicheren Gulden um unsere zeitweisen, ungewissen Pfennige. Und da sollte es einen noch wundern, daß sie zu Königen und wir zu Bettlern werden?“ (S. 142).

Martin Luther als Zinsgegner

Im zweiten Teil des „Sermons vom Wucher“ schreibt Luther dann ausführlich über den Zinskauf, d. h. gegen das **Ausleihen von Kapitalen unter festen Zinssätzen**. Entgegen dem geltenden geistlichen Recht, welches das Zinsnehmen vom Wucher unterschied und es erlaubte, **sieht Luther einen schweren Verstoß gegen Gottes Gesetz darin**. Das christliche Gewissen könne dabei nicht zur Ruhe kommen. Er beobachtet zunächst das Motiv, das zum Ausleihen von Geld gegen Zins führt, und nennt es unverblühten Eigennutz. Der Geldgeber wolle nicht seinem Nächsten helfen, sondern für sich selbst einen sichern Gewinn erzielen. Sodann weist Luther auf die Auswirkung des üblichen Zinsnehmens hin, das zur Ausraubung von Ländern und Städten und Privatleuten führe und sich schon damit als ein sündhaftes Gewinnenwollen ausweise; die **Früchte des Zinsnehmens** seien dieselben wie die des **Wuchers**. Drittens deckt Luther den inneren Fehler im Wesen des Zinsnehmens auf: Es ist ein **risikoloses Gewinnenwollen**. Während alles andere Wirtschaften ebenso leicht zu Verlusten als zu Gewinnen führen könne, begehre der Geldgeber in diesem Fall, unter allen Umständen nicht bloß im vollen **Besitz** seines **Kapitals** zu bleiben, sondern auch noch einen **bestimmten Hundertsatz** als **sicheren Gewinn** zu erhalten, gleichviel, ob sein Schuldner selber Gewinn oder Verlust habe beim Umtreiben des entlehnten Geldes. Er wollte Gottes Segen schon im voraus festsetzen und eine bestimmte Einnahme erzielen, während er doch auch von Gottes Geben abhängig bleiben müßte und sich an dem Verlustrisiko beteiligen sollte. Viertens endlich führt Luther aus, in welcher Form ein **„Zinskauf“** christlich wäre: wenn das Geld nur auf ein bestimmtes, genau beschriebenes Grundstück und dessen Ertrag hin ausgeliehen würde, so daß der Geldgeber an dem persönlichen Ernteschicksal seines Schuldners mitbeteiligt wäre und seinen Zins entsprechend dem bekommen würde, was der Acker dem Schuldner tatsächlich getragen hat. Zwei Formen sind dabei möglich. Entweder wird ein mäßiger Prozentsatz der Schuldsomme als Zins verabredet, dessen Zahlung aber unterbleibt, wenn

das Grundstück infolge schlechter Witterung, infolge der Schädigung durch Mensch und Tier oder infolge von Erkrankung des Bebauers den erwarteten Ertrag nicht abgeworfen hat. Oder wird nach Art des israelitischen Zehnten gleich ein Prozentsatz vom wirklichen Ertrag verabredet, so daß der Geldgeber auch hier wieder nicht bloß am etwaigen Gewinn, sondern auch am etwaigen Verlust beteiligt ist.“ (S. 145)

Luther ist in unzulässiger Weise auf den Kleinen und Großen Katechismus verkürzt worden. Wenn im Konfirmandenunterricht die „Freiheit eines Christenmenschen“ gelesen und diskutiert würde oder eine so zeitnahe Schrift, wie „Von Kaufhandlung und Wucher“, oder seine Bemühungen um das Schulwesen, würden Verständnis und Anteilnahme an Luther und seinem Kampf für ein wahrhaft gelebtes Christentum wachsen.

Wie man den Herrschenden in der Gesellschaft entgegentritt, zeigte Luther in seiner „Hauptpredigt wider die Trunksucht“, in der er dem Adel vorwirft, daß vom ihm der schlechteste Einfluß auf das Volk, in Sondernheit für die Jugend, ausgehe, und in dem Sermon von „Kaufhandlung und Wucher“ sagt er den Fürsten ungeschminkt die Wahrheit über ihr finanzielles Gebaren:

„Könige und Fürsten sollten hier dazusehen und nach strengem Recht das verhindern. Aber ich höre, sie sind bewußt daran beteiligt und es geht nach dem Spruch Jes 1, 23: „Deine Fürsten sind der Diebe Gesellen geworden“. Indessen lassen sie die Diebe hängen, die einen oder einen halben Gulden gestohlen haben, und machen Geschäfte mit denen, die alle Welt berauben; sie stehlen schlimmer als alle anderen, damit ja das Sprichwort wahr bleibe: „Große Diebe hängen die kleinen Diebe“, und, wie der römische Ratsherr Cato sagte: „Gewöhnliche Diebe liegen im Turm und Gefängnis, aber öffentliche Diebe gehen in Gold und Seide“.

(„Von Kaufhandlung und Wucher“, S. 142)

Über seinen Sermon „Von Kaufhandlung und Wucher“ schreibt Luther:

„Nun weiß ich wohl, daß mein Schreiben übel gefallen wird; und sie vielleicht alles in den Wind schlagen und bleiben, wie sie sind.“ (S. 143)

Seine Schrift hat so übel gefallen, daß man sie schnellstens vergaß.

**Alles was wir haben, muß stehen im Dienst:
wo es nicht im Dienst steht, da steht es im Raub.**

Martin Luther

**Was Christus nicht lehrt, das ist nicht apostolisch,
wenns gleich St. Petrus oder Paulus lehrte ...**

Martin Luther

HUGO PETZOLD

IRMA PETZOLD

Literatur:

Von weltlicher Obrigkeit, Martin Luther, Gütersloher Taschenbücher, 404

Von der Freiheit eines Christenmenschen, Siebenste Taschenbuch-Verlag Hamburg

Neuer Westeuropäischer Volksmissionsdienst, Ritterstraße 78, 4050 Mönchengladbach 2 - Rheydt, Telefon 0 21 66 / 2 18 01. 100 Stück des Blattes DM 6,50 plus Porto. Postscheckkonto Essen 154490-437. 1. Auflage 5000. Es können auch kleine Mengen bestellt werden.



*"Wer Zinsen nimmt,
ist ein Wucherer, Dieb
und Räuber."*

Martin Luther
in: Sermones
vom Wucher.

I+M

Martin Luther, der unbrauchbare Zeuge

Von der Zinsverurteilung zur Judenverteufelung

Bei der Beschreibung des Wirtschaftslebens, vor allem bei der Darlegung der Auswirkungen, die durch das Zins-System auf arbeitsmarktpolitischen und sozialpolitischen Gebiet auftreten, verfallen die meisten Autoren immer wieder auf die Idee, Martin Luther zu ihrem Zeugen zu machen. Luthers Veröffentlichungen über den Zins werden herangezogen, um die eigene Antizins-Position unter Beweis zu stellen.

Aber: Martin Luther ist ein schlechter Zeuge!

1. Der Zins entspringt einer Marktlage. Die Höhe des Zinssatzes unterliegt dem Marktprinzip von Angebot und Nachfrage. Der Zins trägt weder eine Schuld an seiner Existenz noch seiner Höhe.
2. Zur Zeit Luthers wurde in der Geldwirtschaft das System der "Renovatio Monetarum" nicht mehr praktiziert und die Brakteaten waren in Verruf geraten oder in Verruf gebracht worden.
3. Schon vor Luther hatte sich das Erwerbsleben weiterentwickelt. Es gab nicht nur die Möglichkeit des Erwerbs aus Arbeit, sondern daneben den

Ideen + Meinungen

Denkansätze
1983

Siegfried Hellmonds
Waßmannsdorfer Chaussee 28-40, 1000 Berlin 47



Eyn Sermon von dem Wucher.
Doctores Martin Luther
 Augustiner zu Wittenberg.



**Vom Schem Ham-
 phoras: Und vom
 Geschlecht Chri-
 sti.**

Matth. am 1. Capitel.

D. Mart. Luth.

Wittenberg.

M. D. XLIII.

neugeschaffenen Erwerb aus Kapitalanlage, nämlich Kapitalertrag im weitesten Sinne. Die Ursache für das neue Erwerbssystem waren die administrativen Rahmenbedingungen, die nunmehr die Geldhortung erlaubten, und die sich daraus ergebenden Marktlagen wurden zur Erzielung von Kapitalertrag genutzt.

So weit - so schlecht.

Man darf jedoch nicht übersehen, daß sich Luthers Zorn nicht nur gegen den Zins als solchen, sondern darüberhinaus und ganz besonders gegen die Juden richtete. Ja, er betrieb eine völlig unchristliche Verteufelung der Juden.

In seinem 1520 veröffentlichten Traktat mit dem Titel "Eyn Sermon von dem Wucher" trieft er nur so vom Haß auf die Juden, in denen er Erz-Wucherer entdeckt zu haben glaubte. Das Titelblatt dieser Schrift (Abb. Mitte) zeigt einen häßlich karikierten Menschen in langem Gewand, den Luther - sprechblasenartig - sagen läßt: "Bezahl oder gib Zins, denn ich begehre Gewinn".

In weiteren Veröffentlichungen spricht Luther von Kaufleuten, die er als "Diebe und Räuber" schimpft, und vieles andere mehr.

Es ist sehr bemerkenswert und sollte beachtet werden, daß dieser "Christenmensch" sich das christliche Recht der Kritik an der Obrigkeit nimmt, und gleichzeitig in die unchristliche Verachtung des Nächsten - der Juden - verfällt, der Nächstenliebe zuwider gegen sie redet und schreibt.

Seine Empörung über die wirtschaftlichen und geldmarktlichen Gegebenheiten mag verständlich und berechtigt sein. Jedoch als Zeuge im Kampf um eine zinsfreie soziale Marktwirtschaft ist Luther nicht geeignet. Nein - Luther ist als Zeuge gefährlich! Es sollte ferner nicht von einem christlich orientierten Wirtschaftsleben gesprochen werden, ein an der Bergpredigt orientiertes Verhalten im Erwerbsleben gefordert werden. Angehörige anderer Religionen und Freigeistige werden ablehnend reagieren und können mit Recht den Vorwurf der Unchristlichkeit derjenigen Verfasser als Gegenargument einbringen.

Zinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinsesz
Kindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindki
Zinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinsesz
Kindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindki
Zinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinsesz
Kindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindki
Zinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinsesz
Kindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindki
Zinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinsesz
Kindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindki
Zinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinsesz
Kindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindki
Zinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinsesz
Kindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindki
Zinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinsesz
Kindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindki

Das Problem des Zinsnehmens in der Theologie und Wirtschaft

**Geschichte, Gegenwart und mögliche Zukunft
eines alten Konstruktionsfehlers
im Geld- und Währungssystem.**

Kindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindki
Zinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinsesz
Kindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindki
Zinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinsesz
Kindeskindkindeskindki **Arno Schelle** deskindkindeskindki
Zinseszinszinseszinszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinseszinsesz
Kindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindki
Zinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinseszinszinsesz
Kindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindkindeskindki

**Ich danke Bettina Asch für ihre EDV-Unterstützung,
Lothar Baumelt und dem Team vom Bildungswerk Leben und
Umwelt e.V. in der Alten Schule Fredelsloh für manche Idee,
Prof. Dr. Harry Noormann und Prof. Dr. Friedrich Johannsen
von der Universität Hannover (Institut für Religionspädagogik)
für die Betreuung der vorliegenden Examensarbeit
sowie meiner Familie.**

**Alle Rechte liegen beim Autor.
© Arno Schelle
Kontakt: D-37186 Fredelsloh, Sollingstraße 15
Herstellung: Books on Demand GmbH
Umschlagsgestaltung und Idee: Arno Schelle
ISBN 3-8311-1806-X**

Hannover-Fredelsloh 2001

5.4.2. Die NSDAP und die "Brechung der Zinsknechtschaft"

Der Begriff der *Brechung der Zinsknechtschaft* wird von der NSDAP in ihrer Frühphase entwickelt und als Forderung in das faschistische Parteiprogramm aufgenommen. Protagonist der politischen Forderung nach Abschaffung jeglicher Zinsen ist *Gottfried Feder*.

*Während der Gründungs- und Aufbauzeit der NSDAP galt vor allem Gottfried Feder als der maßgebliche Exponent der Partei in Wirtschaftsfragen. Dies war wahrscheinlich in nicht geringem Maße den lobenden Worten zuzuschreiben, die Hitler ihm in 'Mein Kampf' zukommen ließ. Jedoch galt Hitlers begeisterte Anerkennung Feders und seiner Theorien nicht deren wissenschaftlichem Erkenntniswert oder operativer Brauchbarkeit, sondern in erster Linie ihrer politischen und propagandistischen Zweckmäßigkeit: Nachdem ich den ersten Vortrag Feders angehört hatte, zuckte mir auch sofort der Gedanke durch den Kopf, nun den Weg zu einer der wesentlichsten Voraussetzungen zur Gründung einer neuen Partei gefunden zu haben.*¹⁸²

Feder, der sich bei der Ausarbeitung seiner Thesen vermutlich an *Silvio Gesells* zinskritischen Schwundgeld-Theorien, der sogenannten *Freigeldlehre* Gesells, orientiert hatte¹⁸³, lieferte dem werdenden Diktator Hitler eine ideale Vorlage für seine antisemitischen und propagandistischen Ziele.

Feders Differenzierung zwischen dem 'schaffenden' Industriekapital und dem 'raffenden' Finanzkapital – unter den Verhältnissen einer modernen kapitalistischen Wirtschaft und auch des damaligen Deutschlands eine völlig willkürliche und

¹⁸² Barkai, Avraham, *Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus. Ideologie, Theorie, Politik 1933-1945*, Frankfurt am Main 1988, S. 29 unter Verwendung eines Zitates aus Hitlers „Mein Kampf“, S. 209f.

¹⁸³ Vgl. Barkai, 1988, a.a.O., S. 29.

leicht widerlegbare Konstruktion – war in der Tat die ideale Formel, nach der sich die NSDAP 'antikapitalistisch' gebärden konnte, ohne dabei diejenigen Wirtschaftskreise abzuschrecken, um deren finanzielle und politische Unterstützung sie warb [...]. Man brauchte nur noch das 'raffende Finanzkapital' mit der 'jüdisch-internationalen Hochfinanz' zu identifizieren und hatte damit ein vorzügliches Mittel geschaffen, mit dem die soziale Unruhe breiter Gesellschaftsschichten auf den Antisemitismus abzuleiten war.¹⁸⁴

Es ist erschreckend, daß das Problem des Zinsnehmens in Gestalt von Feders Parole von der *Brechung der Zinsknechtschaft* die Weichen mitgestellt hat für die Gründung der NSDAP und damit letztlich auch für die Machtergreifung Hitlers und für den Holocaust.

¹⁸⁴ Barkai, 1988, a.a.O., S. 29.

zeitschrift

für

sozialökonomie

- „L'argent criminel – Kriminelles Geld“ (S. 3)
- Ernst Ludwig CARL (1682 – 1743) (S. 10)
- Der schwere Stand neuer Ideen in der Währungspolitik (S. 12)
- Das Machtverhältnis Staat/Wirtschaft (S. 16)
- „Verschwendung von Energie und Öffentlichen Mitteln als Folge der Verquickung von Staat und Energiewirtschaft“ (S. 23)
- Der Geldmengenirrtum eines Bankiers (S. 25)
- Bücher · Personalien · Veranstaltungen

49. FOLGE

17. JAHRGANG

JUNI 1981

mensch · technik · gesellschaft

mtg

Pierre Joseph PROUDHON: „La propriété, c'est le vol.“

Unsere Frage an PROUDHON:
Warum ist Eigentum Diebstahl?

PROUDHON:

„Wenn ich sage, das Eigentum ist der Diebstahl, so stelle ich nicht ein Prinzip auf, ich ziehe nur einen Schluß.“

„Das Eigentum ist . . . das von den Inhabern der Kapitalien und Produktionsmittel auf die (Güter-)Zirkulation gelegte Veto. Um dieses Veto aufzuheben und Durchlaß zu erhalten, bezahlt der Konsument/Produzent dem Eigentum eine Abgabe, die je nach den Umständen und Objekten der Reihe nach die Namen (Kapital-)Rente, Pacht(zins), Miete(zins), Geldzins, Benefiz, Agio, Diskonto . . . usw. usw. heißt.“

„Da ist das Eigentum zum Diebstahl geworden.“

„Für mich ist Eigentum ausschließlich die Summe dieser Mißstände.“

„Die Arbeit ist das einzige, wodurch Arbeit bezahlt wird.“

„Das, was ich seit 1840 suchte, indem ich das Eigentum definierte, das, was ich heute will, ist nicht seine Zerstörung; ich habe es zur Genüge gesagt. Das hieße mit ROUSSEAU, PLATO, Louis BLANC selber und allen Gegnern des Eigentums in den Kommunismus geraten, gegen den ich mit aller Kraft protestiere; was ich für das Eigentum verlange, ist die Wage.“

„Die Gegenseitigkeit ist die Formel der Gerechtigkeit.“

„Das Eigentum ist wie der Drache, den HERKULES tötete: um es zu vernichten, muß man es nicht am Kopfe, sondern am Schwanz packen, d. h. am Zinsgewinn.“

Zusammengestellt von Elimar ROSENBOHM

A 6663 E

teios

1

DIE WELT VON WÜRGEN



Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte. Das mag nicht unbedingt tugendhaft sein und eher in die Grauzone des Allzumenschlichen gehören, aber es ist eine Tatsache. Daß es auch eine sozial-psychologisch nutzbare Tatsache ist, wurde früh erkannt. Spätestens vom alten Rom weiß man, daß seine wechselnden Obrigkeiten Wettkämpfe (circenses) veranstalteten, um soziale Spannungen zu beschwichtigen. Es galt, den berechtigten Zorn der Bürger über soziale Mißstände von deren Ursache – dem Mißbrauch der Macht – abzulenken.

Diese im Grunde primitive, leicht durchschaubare Methode ist seitdem mit offensichtlich bestem Erfolg bis zur Vollendung entwickelt worden. Dient doch der von Regierungen und Medien in aller Welt mit unerhörtem Aufwand geförderte Massen-Zuschauer-Sport mit seinen Instinkte auslösenden und befriedigenden Psychosen keinem anderen Zweck. Mit Hilfe der noch immer so genannten Olympiaden ist dies Rezept der Ablenkung internationalisiert. Ihre erstaunlichen Rekorde sind für das Leben des Einzelnen zwar ohne Wert, zumal sie nicht selten durch Aufputzmittel erzielt werden. Der Rekordrausch der Millionen selbst aber ist das gut funktionierende Ventil, aus dem Dampf aus dem überhitzten Sozialkessel abgelassen wird und zwar in eine Richtung, die dessen Heizer, die sich freuenden Dritten, nicht gefährdet. Darüber hinaus ist das ganze ein Milliarden-geschäft, dessen Risiko und Finanzierung den Steuerzahlern obliegt, auch denen, die sich nicht berauschen lassen.

Wettkämpfe sehr ähnlichen Charakters finden auch auf anderen Bühnen statt. Nur sind hier oft die Zusammenhänge nicht so leicht durchschaubar wie bei den national und international perfektionierten „circenses“. Ein Beispiel dafür bot der kürzlich nach 44 Tagen mit einem Verlust von gut 150 Millionen Arbeitergeldern und über 600 Millionen (mit Folgewirkungen wahrscheinlich weit mehr) für die Volkswirtschaft beendete „Lohnkampf“ in der nordwestdeutschen Stahlindustrie.

Zunächst und um Mißverständnisse zu vermeiden: Die bereits vor 30 Jahren entwickelte Theorie der amerikanischen Technokraten stimmt. Tatsächlich hätten schon beim damali-

gen Stand der technischen Entwicklung die US-Bürger nur vier Stunden täglich und nur bis zum 45. Lebensjahr arbeiten müssen, um dennoch ihren hohen Lebensstandard zu bewahren, wenn, ja wenn tatsächlich der gesamte technische Apparat in ständiger Vollbetriebswirtschaft hätte eingesetzt werden können. Über die Verwirklichung dieser für das Funktionieren ihrer an sich richtigen Theorie in der Praxis schwiegen sich jedoch die Technokraten aus. Vielleicht, weil sie sie nicht kannten, wahrscheinlicher, weil sie es nicht wagten, über sie zu sprechen. Denn darüber wäre dem „Dritten“ das Lachen vergangen.

Auch bei dem eben erlebten Schaukampf ging es – man möchte fast sagen: natürlich – nicht um diese Voraussetzung. Wenn dabei – trotz Spannungen an der Spitze – dennoch von der 35-Stunden-Woche gesprochen wurde, die ohnehin früher oder später kommen wird, so offen-

Zur freundlichen Beachtung!

Diesem Heft liegt die Bezugsgeldrechnung für das Jahr 1979 bei. Obwohl die auf der 2. Umschlagsseite bekanntgegebenen Umstände den Verlag erheblich belasten, das Porto ab 1. 1. 1979 wiederum erhöht ist und die Herstellungskosten im Verlauf des letzten Jahres weiter gestiegen sind, wollen wir versuchen, zunächst ohne Erhöhung des Bezugspreises auszukommen. Er beträgt wie im Vorjahr DM 48,- ohne Nachforderung, wenn bis 1. März 1979 eingegangen.

Aus technischen Gründen muß die Bezugsgeldrechnung allen Heften beigelegt werden. Sie ist selbstverständlich gegenstandslos, wenn das Bezugsgeld bereits bezahlt ist und bei rückgabeberechtigten Stücken. Die bisher unmittelbar an den Postzusteller durch Posteingang zahlenden Bezahler werden gebeten, sofern das 1. Vierteljahr eingezogen worden ist, entsprechend der Bekanntmachung auf Umschlagsseite 2 dieses Heftes zu verfahren. In diesen Fällen beträgt das Restbezugsgeld DM 48,- abzüglich DM 12,-.

Danke! Mit freundlichem Gruß TELOS

bar wegen des erhofften guten Eindrucks bei den Zahlern der nicht gerade bescheidenen Gewerkschaftsbeiträge. Dafür bestand und besteht um so mehr Anlaß, als die Gewerkschaften aus den überschwappenden Kassen dieser Beiträge zielbewußt und mit geschulten Machern längst ihre eigene Großbank mit Unterorganisationen und besten Verbindungen zur überstaatlichen Finanzwelt und ihre eigene, ebenfalls übernational tätige Grundstücks-Gesellschaft begründet und sich damit ausgerechnet an den beiden Monopolen beteiligt haben, die die soziale Frage verursachen, die zu lösen ursprünglich ihre Aufgabe ist. Wenn man jedoch selbst an dem arbeitslosen Einkommen teilhat, das mau zur Lösung dieser Frage in den Arbeitsertrag überführen sollte, muß man den Mund schon voll nehmen, um den Löwen (die vertrauensvollen Beitragszahler) nicht zu wecken. Immerhin gab es Spannungen hinter den Kulissen. Waren sie möglicherweise ein erster Hinweis auf die alte Wahrheit, daß niemand Gott und dem Mammon, d. h. hier der sozialen Gerechtigkeit und der Zinswirtschaft zugleich dienen kann, selbst dann nicht, wenn er es mit guten Absichten zu tun sich einredet?

Die Grenze

Bei den tarifautonomisch legitimierten Schaukämpfen der „Sozialpartner“ stehen einander keine Dummköpfe, sondern Manager von hoher Intelligenz gegenüber. Sie sind wahrscheinlich keine Heiligen, aber Menschen – wie ein kluger, alter Rabbiner mit weisem Doppelsinn zu sagen pflegte –, die „wissen, wo Gott wohnt“. Beide kennen also die Grenze, die in der Zinswirtschaft dem Realeinkommen gezogen ist. Sie wissen, mit anderen Worten, daß das Arbeitseinkommen, auch der Unternehmerlohn, nicht der berühmte Kostenfaktor Nr. 1 der Wirtschaft ist, sondern der Zinsendienst für das in den Unternehmen angelegte Kapital und die Grundrente. Günstigstenfalls sind Löhne und Gehälter Kostenfaktor Nr. 2. Auf alle Fälle kommt das Arbeitseinkommen hinter dem arbeitslosen aus Geld- und Bodenzins. Dieser Tatbestand verbirgt sich schamhaft hinter dem Begriff „Rentabilität“. Sie ist es, die die obere Grenze des Realeinkommens aus Arbeit in der Industriegesellschaft bestimmt. Sie erzeugt den „Kostendruck“, der zur Rationalisierung zwingt, die ungelernete Arbeitskräfte „freisetzt“ und – wegen der hohen Aufwendungen für die Rationalisierung – die Finanzabhängigkeit der

Wirtschaft vergrößert, bzw., wenn die Wirtschaft ins Stottern gerät, in ungezählten Fällen zur Liquidation führt.

Wenn wirklich der eine oder andere Gewerkschaftsmanager diese Zusammenhänge nicht kennen sollte, könnte er sich jederzeit von seinen hochdotierten Kollegen aus den Vorständen der Großindustrie darüber unterrichten lassen.

Der einzige Unterschied zwischen den Vertretern der beiden „Sozialpartner“ besteht darin, daß die Industriemanager die Rentabilität, d. h. Geld- und Bodenzins, die sich hinter ihr verstecken, bejahen, ja sie verteidigen müssen. Denn das ist ihr Beruf. Gelingt ihnen das nicht, was vorkommen soll, so können sie ihren Hut oder auch den Strick nehmen. Manche ziehen das Letztere sogar vor. Prozentual gibt es in keinem Beruf mehr Selbstmorde als unter den Managern der Industrie. Dagegen behaupten die Gewerkschaften (oder geben sich doch den Anschein), sie wollten und könnten diese Grenze beseitigen. Lehnen aber, wie schon ihr Urgroßvater Karl Marx gegenüber Proudhon, den dahin führenden Weg ab. Und zwar, hier sind sich wieder beide Gruppen einig mit dem gleichen Wort „Utopie“, während sie sich in ihren eigenen Großunternehmen der von der Rentabilität bestimmten Spielregeln bedienen. Wenn Ähnlichkeit, wie die Philosophen erklären, teilweise Übereinstimmung bei teilweiser Verschiedenheit ist, so sind die beiden Managertypen ähnliche Erscheinungen, bei denen die Übereinstimmung die Unterschiedlichkeit allerdings übertrifft, woraus sich von selbst die unfreiwillige Clownerie ihrer Schaukämpfe und das Lachen der im Hintergrund stehenden Dritten erklärt.

Proudhon, Karl Marx und die „Denkschrift an die deutschen Gewerkschaften“ von Silvio Gesell

Die berühmte Entschuldigung: „Davon habe ich nichts gewußt!“ kann mit recht Herr Jedermann ins Feld führen. Für Persönlichkeiten, die für das Schicksal von Millionen verantwortlich sind, gilt sie nicht. Dies um so weniger, als bereits vor 130 Jahren, genau am 21. Juni 1848, in seiner Zeitung „Représentant du peuple“ J. P. Proudhon (1809–1865) die um die Lösung der sozialen Frage Bemühten gewarnt hat: „Ihr wußtet nicht, wie Ihr das Kapital fassen solltet“ und ihnen den grundsätzlich richtigen Weg gewiesen hatte, wie jene Grenze zu überwinden sei.

Ein Entrüstungsschrei der in ihren höchsten Gütern getroffenen Nutznießer des arbeitslosen Einkommens war die Folge dieser Warnung und Wegweisung. Die übliche politische Verfolgung war noch das Geringste. Aber das Echo des Schreis hallt bis heute wider. In jedem beliebigen Nachschlagewerk hat es seine Spur hinterlassen. Gleichlautend heißt es da, Proudhon sei Anarchist und habe das Wort geprägt: „Eigentum ist Diebstahl“. Beides ist unwahr. Der Urheber des zitierten Wortes ist Denis Diderot (1713–1784), einer der französischen Enzyklopädisten. Dagegen hat Proudhon leidenschaftlich das durch Arbeit gewonnene Eigentum verteidigt und das arbeitslose Einkommen verurteilt. Zwar hat er in Paris nächstelang mit dem russischen Anarchisten Michael Alexandrowitsch Bakunin (1814–1876) über die soziale Frage diskutiert, gelegentlich in Gegenwart von Karl Marx, aber dem Anarchismus eine Sozialordnung gegenübergestellt, in der die soziale Gerechtigkeit durch Gegenseitigkeit also Überwindung der auf die Monopole gegründeten Vorrechte gewährleistet werde. Aber nicht nur die „lachenden Dritten“ verketzerten Proudhon. Auch der zunächst ihm zugewandte Karl Marx tat es.

Karl Heinrich Marx (1818–1883) hat nicht nur seinen einstigen Gesinnungsfreund Proudhon so behandelt. Freunde, die nicht blindlings seinen Theorien zustimmten, ging es nicht besser. Ferdinand Lassalle (1825–1864), Rechtsanwalt in Berlin und Begründer des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, aus dem die SPD hervorging, der sich als sein Schüler bekannte, nannte er hinter dessen Rücken den „jüdischen Nigger“, nahm aber gleichzeitig seine Hilfe in Anspruch. Merkwürdig, da Marx selbst Jude war. Sein Gesinnungsfreund Franz Mehring (1846–1919), Mitbegründer der KPD, schreibt über Marx: „Von Ökonomie hatte er keine Ahnung.“ Tatsächlich war Marx reiner Theoretiker. Von Haus aus nicht unvermögend, mit mehreren Erbschaften bedacht, in rührend großzügiger Weise 40 Jahre lang von dem Elberfelder, später in England wohnenden Industriellen Friedrich Engels finanziell unterstützt, dazu Empfänger von laufenden Zuwendungen und Honorarvorschüssen, sieben Jahre lang gut honorierter Mitarbeiter der New Yorker Tribune (die Aufsätze für diese Zeitung mußte allerdings Engels schreiben, während Marx das Honorar kassierte), befand Marx sich zeitlebens in finanzieller Bedrängnis. Das zu Unrecht ihm

zugeschriebene mehrbändige Werk „Das Kapital“ war von ihm als das endgültige, wissenschaftliche Werk zur Befreiung des Proletariats durch den Kommunismus geplant. Doch hatte er sich damit selbst überfordert. Das führte zu peinlichen Situationen. Von dem ersten Verleger Leske hatte er 1500 Goldfranken Honorarvorschuß bezogen, obwohl kein Manuskript vorlag. Ähnlich erging es noch anderen. Gleichzeitig schrieb er drängenden Freunden, das Buch könne nicht erscheinen, weil er keinen Verleger habe. So vergingen Jahrzehnte, in denen sich eine Art Haßliebe zu dem ihn überwältigenden Buch entwickelte. In seinem Briefwechsel mit Fr. Engels, der ihn immer wieder bat und schließlich drängte, das Manuskript abzuschließen, bekannte Marx seine innere Not und bezeichnete „Das Kapital“ abwechselnd als „Nachtmar“, als „das verdamnte Buch“ und wörtlich „ökonomische Scheiße“. (Briefe an Friedrich Engels vom 2. 4. 1853, 18. 12. 1857 und 13. 2. 1866.) In den letzten sieben Jahren seines Lebens arbeitete er überhaupt nicht mehr an ihm, hatte sich also geschlagen gegeben. Erschienen war 21 Jahre nach Ankündigung des Werkes nur dessen Anfang (1867). Nach seinem Tode fand der sprachlose Friedrich Engels Zentner von Studienheften, Kladden, Exzerpten, ungeordnete Notizblätter in einer nur von ihm entzifferbaren Handschrift vor, die das ungeordnete Studienmaterial für die Folgebände darstellen sollten. In fast 3 Jahrzehnten hat dann Friedrich Engels aus seiner Sicht daraus die beiden Folgebände verfaßt, deren letzter erst 1894 erscheinen konnte. Friedrich Engels kommt in ihnen zum Teil zu Folgerungen, die den fragmentarischen Theorien des von Marx erstellten 1. Bandes widersprechen.

Wieso konnte dies nur zu einem Drittel von Marx geschriebene, widerspruchsvolle und z. T. überhaupt unverständliche Werk in aller Welt in Millionen Exemplaren verarbeitet werden? Das Buch eines Mannes, dessen Prophezeiungen nie eintrafen und dessen Theorien sich je länger desto mehr als falsch erwiesen? Die Antwort auf diese berechnete Frage ist sehr einfach: Weil es dem Kapital, das es zur Strecke bringen sollte, nicht schadete, sondern nur den Privatkapitalismus in den weit schlimmeren diktatorischen Staatskapitalismus verwandelte. Die Ungefährlichkeit für Zins und Grundrente ist übrigens sogar amtlich festgestellt. Und zwar durch die sehr strenge Zensur des preußischen Innenministeriums. Der Bericht des Experten der preußi-

schen Polizei, Dr. von Schultzendorf, nennt „Das Kapital“ als „nicht unter das Sozialistengesetz fallend“, zwar „seien Kapitalisten und Grundeigentümer nicht in rosigem Licht gezeichnet, aber nur, insoweit sie Personifikationen ökonomischer Kategorien sind. Bestrebungen auf eine Änderung der bestehenden Gesellschaftsordnung treten nicht in ihm in Erscheinung.“

Das fidele Stachelschwein

Protokolle sind über jene nächtlichen Diskussionen im Kreise der Sozialreformer um Bakunin in Paris (1844) nicht geführt worden. Jedenfalls ist darüber nichts bekannt geworden. Nicht nur in Bakunins Wohnung, auch in einer Reihe von Caféhäusern wurde bis zum Morgen grauen debattiert. In den Spitzelberichten der französischen Polizei tauchen dabei auch mehrere mit deutschem Namen als „Treffpunkt subversiver Elemente“ auf. Bis zum Morgen grauen wurde dabei geraucht und vermutlich nicht immer nur Kaffee und Wasser getrunken. So ist es durchaus glaubhaft, wenn auch nicht protokollarisch bestätigt, daß der Eigentumsverteidiger Proudhon in gelöster Stunde im Gegensatz zu den sozialistischen Eigentumsfeinden das Bonmot vom Stachelschwein für den von ihm richtig als auf den Monopolen Geld und Boden beruhenden Kapitalismus geprägt hat. Ein im übrigen treffendes Symbol für den stets lachenden Dritten, für ein System, das sich in allen Staatsformen durchgesetzt hat, das die Sozialisten marx'scher Prägung wegen seiner nach allen Richtungen schützend ausgerichteten sichtbaren und unsichtbaren Stacheln „nicht fassen konnten“.

Gewiß, aus seiner an sich richtigen Erkenntnis, das Geld sei ein Riegel vor den Märkten, den seine Beherrscher erst zurückschoben, wenn ihnen der geforderte Tribut, der Zins, entrichtet sei, zog Proudhon den irrigen Schluß, man könne diesem Tribut durch die Einrichtung von Tauschbanken entgehen. Tatsächlich gab es solche öffentliche und geheime „Tauschzentralen“ wiederholt. In Deutschland nach den beiden Weltkriegen. Doch sie entstanden, weil das Geld wegen seiner Entwertung durch Inflation damals als Tauschmittel seinen Dienst versagte und die vom Geld getragene Arbeitsteilung weitgehend unterbrochen war. Auch Proudhons geplanten Tauschbanken hätten die Arbeitsteilung – trotz einzuführender Warengutscheine – erschwert. Dennoch ist es nicht ganz zutreffend,

wenn man vom „völligen Zusammenbruch“ des in Paris unternommenen Versuchs einer solchen Tauschbank spricht. Vielmehr war sie wegen der politischen Verfolgung ihres Gründers gar nicht im gewollten Sinne ins Leben getreten. Doch diese politische Verfolgung selbst beweist, wie gut das „fidele Stachelschwein“ die ihm aus Proudhons Einsicht drohende Gefahr erkannt hatte.

Erst drei Jahrzehnte nach Proudhons Tod entdeckte Silvio Gesell, daß die zinsermöglichende Überlegenheit des Geldes über Ware und Arbeit nicht von der Waren-, sondern der Geldseite her überwunden werden muß und zwar dadurch, daß man das Geld auf die Stufe von Ware und Arbeit und damit zum Angebot auch ohne Zins zwingt. In seiner „*Denkschrift an die Deutschen Gewerkschaften zum Gebrauch bei ihren Aktionen etc.*“ hat Silvio Gesell nach dem Ersten Weltkrieg in einer 160 Seiten umfassenden Druckschrift allen damaligen Gewerkschaften und ihren Vorständen mit Bezug auf die damalige Situation eingehend geschildert, wie die soziale Frage gelöst werden kann. Wo nicht eisiges Schweigen das einzige Echo blieb, entstanden Spannungen, ähnlich denen hinter den Kulissen des letzten Schaukampfes. Spannungen, die insofern auch diese Zeitschrift berührten, als der damalige Mitarbeiter, Mitglied des Reichswirtschaftsrates Wilhelm Beckmann, Verfasser des in ihrem Verlag erschienenen „Manifest der Arbeit“ und 2. Vorsitzender des damaligen „Gewerkschaftsbundes der Angestellten“, nach heftigen Auseinandersetzungen in deren Vorstand mit fragwürdigen Mitteln „abgewählt“ wurde. Die seitdem recht lang gewordene Liste von Verboten freiwirtschaftlicher Aktionen in mehreren Ländern, Beschlagnahmen von Literatur, Verboten von Zeitungen und Zeitschriften, politischen Verfolgungen und KZ-Toten bis zum letzten Anschlag zeigen, wie gut sich das „Stachelschwein“ seiner Haut zu wehren weiß.

Dennoch wird es eines Tages zu Grabe getragen werden. Weder die Stellvertreterkriege noch der Rüstungswahnsinn, weder die Wegwerfwirtschaft mit ihrem Konsumterror noch das Zauberwort „Wirtschaftswachstum“ werden sein Leben retten. Auch ihm sind Grenzen gesetzt, unübersteigbare Grenzen: die Natur, die Leidensfähigkeit des Menschen und das Erwachen des gesunden Menschenverstandes. Gegen sie gibt es keine Stacheln. Hier endet die Fidelitas des lachenden Dritten.

IHR WUSSTET NICHT, WIE IHR DAS KAPITAL FASSEN SOLLTET

Dies Zeugnis stellte der „Représentant du peuple“ bereits am 21. Juni 1848 den Produktions-Sozialisten aus, die die soziale Frage durch Verstaatlichung und zentrale Lenkung der Produktion lösen zu können meinen und an der Aufgabe gescheitert waren, ihre Theorien in die Praxis umzusetzen. Sie hatten die Möglichkeit zu handeln gehabt. Aber ihre Lehren scheiterten schon damals an der Wirklichkeit. Kein Wunder, daß sie es taten. Denn sie sind falsch. Verwunderlich nur, daß es hundert Jahre später noch Menschen gibt, die trotz allem an ihre Richtigkeit glauben.

Jenes frühzeitige Zeugnis im „Représentant du peuple“ hat eine Vorgeschichte. Es ist die Geschichte eines armen Jungen, der ein Genie war.

Zwei saubere, mit armseligem Hausrat gefüllte Stuben und eine enge Küche, das war ihre Wohnung. Durch die Fenster zog der Herbstwind, obwohl ihre Ritzen sorgfältig mit Wolle verstopft waren. Der Vater war, wie gewöhnlich, um fünf Uhr in die Küferei gegangen, in der er arbeitete; Pierre, siebenundzwanzig Jahre alt – aber zehn Jahre älter aussehend – saß im fadenscheinigen Anzug, das hagere Gesicht über einem Buch, am kahlen Tisch. An der Wand über dem Tisch hing, von Schnüren getragen, das Bücherbord. Zum zweiten Mal rief die Mutter zum Frühstück in die Küche. Pierre klappte das Buch zu. Es war fast sechs Uhr und längst Zeit, in die Druckerei zu gehen.

Während er fahrig und schweigsam seine Suppe aß, ruhte der Blick der Mutter stolz und ein wenig traurig auf ihm. Sie wußte, wie sich die beiden in der Druckerei quälten. Was sollte nur aus dem Jungen werden! So begabt und von Kind auf gefördert deswegen; ja, Pierre war anders als sie. Er hatte Ideen und Ideale. Sie hätte nicht sagen können, was das war. Aber sie wußte, daß es nicht leicht war, so etwas zu haben und arm zu sein.

„Iß noch, Pierre!“ ermunterte sie. Gleich mußte sie in die Wäscherei. Man durfte nicht zu spät kommen. Mit dicken, roten Händen füllte sie Suppe nach. Verstohlen strich sie Pierre dabei über den Arm. Und dann stand sie schon wieder am Herd, als Pierre ihr aus der Ferne

seiner Gedanken mit einem Lächeln dankte. Wenn er doch einmal genug verdiente, um helfen zu können!

Dann stand er hastig auf. „Ich muß mich sputen, Mutter, adieu!“ Die Druckerei lag in einer winkligen Gasse auf der anderen Seite der Stadt. Armand fing um sechs an. Pierre schämte sich; wieder würde er zu spät kommen. Endlich. Er klopfte. Es war nicht ungewöhnlich, daß er ohne Antwort blieb. Im Arbeitsraum überhörte man das Klopfen leicht.

Doch die Tür war ja nicht verschlossen. Im Vorraum stand das Regal mit den Druckpapieren, im anschließenden befanden sich Presse, Schriften und Werkzeuge. Es war merkwürdig still. Unwillkürlich blieb Pierre stehen und lauschte. Nichts regte sich. Ein beklemmendes Gefühl beschlich ihn. Vorsichtig öffnete er die Tür. Da stand die Presse. Armand war nicht zu sehen.

Seine seit jeh schwachen Augen durchdrangen nur langsam das Halbdunkel im hinteren Teil des Arbeitsraumes. Starr und groß blieb sein entsetzter Blick in dem Winkel haften, über dem ein niedriger Querbalken die Decke stützte. Kalter Schreck lähmte einen Augenblick Pierres Glieder. Dann stürzte er mit langen Sätzen um die Presse herum auf die Gestalt Armands zu. Wenn du früher gekommen wärest, schoß es ihm in rasender Wiederholung durch den Kopf. Er packte den Körper, hob ihn an.

Kalt. Tot.

Suchend blickte er sich um. Auf dem Ballen dort lag die Papierschere. Er durchschnitt den Strick.

Schwer fiel der Körper des toten Freundes in seine Arme. Er bettete ihn auf den Fußboden und schob einen Stoß Makulatur unter den Kopf der Leiche als handle es sich um einen Schlafenden. Er tat es geistesabwesend. Der Schulden wegen, dachte er. Armer Armand, du warst zu schwach für diese Last. Aber dieser Ausweg, der keiner war? Dann ging er aufs Stadtamt.

Drei schwere Jahre folgten. Auch die früheren waren nicht leicht gewesen. Vom siebenten bis

zum zehnten Lebensjahr Kuhhirt, dann als Wunderkind armer Leute Stipendiat, bis seine Eltern ihn nicht mehr durchfüttern konnten. Darauf hatte er sich zwei Jahre als Wanderbursche durchs Leben geschlagen, bis er die Stelle als Drucker und Korrektor gefunden hatte.

Nach dem Tode des Chefs war es ihm gelungen, mit Armand, der über einige Ersparnisse verfügte, die Druckerei zu übernehmen. Aber die Schulden hatten sich gehäuft. Jetzt stand er allein mit dieser Last. Armand hatte ihn verlassen. Drei Jahre kämpfte er einen verzweifelten Kampf. Dann erst gelang es, den Betrieb schlicht um schlicht zu liquidieren. Die Akademie der Stadt hatte ihm inzwischen auf Grund seiner hervorragenden Begabung ein jährliches Stipendium von 1500 Frc. verliehen. Drei Jahre durfte Pierre in Paris studieren. Bis dahin hatte er sich autodidaktisch der Theologie und den Sprachwissenschaften gewidmet. Nun fand er zur Geschichte, zur Philosophie und zur Volkswirtschaft. Mit diesem Wechsel erlebte er seine geistige Geburt. Sie fand ihren Ausdruck in der unter schweren Entsagungen mit dem ersten Teil 1841 veröffentlichten bejubelten und verfluchten Schrift „Qu'est ce que la propriété?“ („Was ist das Eigentum?“). Seine berühmt gewordene und berüchtigt gemachte Antwort lautet: Eigentum (aus arbeitslosem Einkommen) ist Diebstahl. Seine Kritiker vermeiden peinlich, darauf hinzuweisen, welche Art Eigentum er als Diebstahl empfindet und daß er den individuellen Besitz als Voraussetzung aller Kultur erklärt. Auch wird gern verschwiegen, daß der Schöpfer dieser Antwort *Diderot* ist. Sie bezeichnen *Pierre Proudhon* wegen dieser und seiner scharfsinnigen Äußerungen über den Staat als Anarchisten und stempeln ihn zum Bürgerschreck, obwohl er sich mit seinen Auffassungen in der Gesellschaft *Fichtes*, *Humboldts* und anderer bedeutender Geister befindet, die um die gleiche Zeit das gleiche gesagt haben. Aber das Verfahren verschweigender Kritik ist immer angewandt worden, gegen alle, die die berühmte „öffentliche Ruhe und Ordnung“, genauer gesagt: die bequemen Geschäfte mit dem arbeitslosen Einkommen zu stören drohten. Man nimmt ein als Schreckbild geeignetes Wort des Unbeliebten und hängt es als Warnungstafel um seinen Hals. Bei den Denkträgern wirkt das immer und bei den stets suggestiblen Geistigen nur zu oft.

Schon der Anfang war entsprechend. Dankerfüllt hatte Proudhon die erste der drei Ab-

handlungen der Akademie von Bésançon gewidmet. Sie lehnte die Widmung ab und suchte ihn zum Widerruf zu bewegen. Seine Freunde zogen sich von ihm zurück. Die Regierung erzwang seine strafrechtliche Verfolgung. Nur durch das Gutachten des Nationalökonom *Adolphe Blanqui*, das den streng wissenschaftlichen Charakter der Schrift betonte, blieb Pierre diesmal vor dem Schlimmsten bewahrt. Nach Erscheinen des Schlußteils wurde freilich doch noch Anklage erhoben. Das Verfahren endete jedoch mit seinem ehrenhaften Freispruch. Durch diesen Prozeß und seine Veröffentlichungen war Proudhon berühmt geworden. Aber nach wie vor war er bettelarm. Er wurde Advokateur-Schreiber und Handlungsgehilfe in einem Kohlen- und Transportgeschäft in Lyon. Dort erwarb er schwer genug die Mittel, um 1846 sein Hauptwerk „*Contradictions économiques, Philosophie de la Misère*“ (Wirtschaftliche Widersprüche, eine Philosophie des Elends) erscheinen lassen zu können.

So lange Proudhon in Gleichsetzung der Begriffe Eigentum und Kapital gegen das Eigentum (bei Proudhon Frucht des arbeitslosen Einkommens) geschrieben hatte, fand sich Karl Marx mit ihm verbunden. Als Pierre jedoch in den „Wirtschaftlichen Widersprüchen“ nachwies, daß der Ausgangspunkt der Produktions-Sozialisten falsch sei und die Ausbeutung in der Tauschsphäre erfolge, wurde Marx, der Statiker der Ökonomie und des Sozialismus, zum Gegner des Dynamikers Proudhon. Diese Gegnerschaft gedieh bis zu einem giftigen Pamphlet aus der Feder von Karl Marx, das – bei aller Achtung auch vor den Irrtümern des in gutem Glauben Andersdenkenden – menschlich kein Heldenstück war.

1847 war Proudhon nach Paris zurückgekehrt. Sein Werk hatte seine Wirkung getan. Eine Bewegung war entstanden. Die erste Bewegung eines neuen, freiheitlichen Sozialismus. Mit einer unerhörten Stimmenmehrheit war er 1848 als Abgeordneter des Seine-Departements in die Nationalversammlung gewählt worden. Aber über Wahrheiten und Erkenntnisse wird nicht durch Mehrheiten entschieden. –

Was sagt Proudhon?

Er unterscheidet, wie es auch das deutsche Gesetzbuch tut, zwischen Eigentum, dem ausschließlichen Verfügungsrecht über eine Sache, und Besitz, der Nutzung der Sache. Er greift nicht die persönliche Verfügung etwa über ein Stück Land oder einen Rohstoff an, sondern

das arbeitslose Einkommen, den Sondergewinn, der in Gestalt der Grundrente (Pacht, Miete-Anteil, Bergrente), im Geldzins und in sonstigen Monopolgewinnen in Erscheinung tritt. Proudhon weist nach, daß das arbeitslose Einkommen in seiner heutigen, das soziale Problem begründenden Form möglich geworden sei erst mit Beginn der arbeitsteiligen Geldwirtschaft. Solange jeder auf eigenem Grund das zum Leben Erforderliche selbst erzeugen könne, gäbe es weder einen Abzug vom Arbeitsertrag durch Grundrente noch durch Kapitalzins. Erst die „Tauschwirtschaft“, wie Proudhon die arbeitsteilige Geldwirtschaft nennt, führe dazu, daß das Geld „nicht der Schlüssel, sondern der Riegel vor den Märkten“ werde, eine Barriere, die sich erst hebe, wenn dem Geld der Zinstitribut gezahlt sei. Durch die arbeitsteilige Geldwirtschaft werde die Wirtschaft zur Zinswirtschaft und infolge der nun möglichen raschen Vermehrung der Bevölkerung entstehe die rasch wachsende Bodennot. Heute sei der Grundeigentümer selbst jedoch bereits stark in die Abhängigkeit des Geldkapitals geraten, so daß über die hypothekarische Verschuldung sich viel Grundrente in Zins verwandele.

Den historischen Materialismus von Marx erkennt Proudhon nicht an. Die Geschichte beruht nach seiner Auffassung auf der Wechselwirkung zwischen historischem Geschehen und treibenden Ideen. Während seine Kritik sich gegen das Kapitaleigentum wendet, hält er den individuellen Besitz für die Voraussetzung des sozialen Lebens und der Kultur. Dafür ruft er die Geschichte von fünf Jahrtausenden zum Zeugen auf und wird so zum entschiedenen Gegner des Kommunismus. Im übrigen bekämpft er das kollektive Monopoleigentum genauso, wie das private.

Man müsse das Kapital nicht in materiellen Erscheinungen suchen, in Fabriken, Häusern usw. und dort zu treffen wännen, sondern im Zins, in der Rente, im Monopolprofit. Man würde das Kapital beseitigen, wenn man Zins und Rente auf null brächte. Damit würde man den Besitzgütern einfach die Kapital-Eigenschaft nehmen.

Es ist offensichtlich, daß bei Proudhon die Begriffe Kapital und Eigentum identisch sind. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn er (gegen die Kommunisten gewendet) sagt: „Man muß das Eigentum mit Kleingewehrfeuer zugrunderichten, anstatt ihm durch eine Bartholomäusnacht gegen die Eigentümer – *neue Kraft*

zu verleihen“. Nicht in der Vermehrung des Mangels, sondern in seiner Überwindung durch unausgesetzte Vermehrung des Kapitalangebotes liegt der Schlüssel zur Überwindung der Zinswirtschaft.

Proudhon ruft also nicht auf zum aussichtslosen Kampf gegen Personen und Objekte, sondern gegen das System einer verfehlten Rechts- und Geldordnung.

Seine „Herrschaftslosigkeit“ meint jene Regierungsform, der wir uns immer mehr nähern müßten. Nur die eingewurzelte Gewohnheit lasse uns die herrschaftslose Form des Zusammenlebens als Unordnung erscheinen. Der Staat habe nur darüber zu wachen, daß jedem sein Recht werde, nicht aber sich in die Meinungen und Bestrebungen seiner Bürger einzumischen, er übe nicht Herrschaft, sondern Aufsicht.

Ganz ähnlich drückt sich *Wilhelm von Humboldt* (1767–1835), einer der hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit und zehn Jahre lang preußischer Staatsminister, in seinem allerdings erst 1851 vollständig veröffentlichten Werk „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“ aus. Humboldt sagt dort: „Die eigentliche Staatsverfassung wird immer nur als ein notwendiges Mittel und, da sie allemal mit Einschränkungen der Freiheit verbunden ist, als ein notwendiges Übel gewählt.“

Die kommunistischen Lehren sind nach Proudhon nicht imstande, dem Volke zu helfen. Die Organisation der Arbeit und der Produktion durch die Regierung hält er für ein Unding. Nach den schon damals in sinnlosem Blutvergießen (Juni 1848) erstickten vergeblichen Versuchen dieser Art schreibt er: „Ihr wußtet nicht, wie ihr das Kapital fassen solltet, ihr standet davor, wie eine blutdürstende Meute vor dem Stachelschwein.“

Der Arbeit müsse man aufhelfen durch Belebung des Kredites und der Zirkulation. Die Arbeit organisieren, heiße der Freiheit die Augen ausstechen. Die Arbeit verlange individuelle Freiheit. Die Regierung sei nur dazu da, die Freiheit zu schützen, nicht, sie zu maßregeln und einzuschränken. Die Herrschaft des Goldes müsse gebrochen werden. „Sie fesselt Kredit und Arbeit, hemmt die Zirkulation, macht die Menschen mißtrauisch und hält sie in gegenseitiger Sklaverei.“ Was fehle, sei Gerechtigkeit im Tauschverkehr. Es dürfe im Haushalt der Gesellschaft keinen anderen Gewinn geben, als

Bitte lesen Sie weiter auf Seite 14, unten

Ein Freund aus Deutschland hat mir ein Buch überreicht. Es hat mich tief erschüttert. Tatsachen der Geschichte der letzten Jahrhunderte der westlichen Völker, die sich christlich nennen, werden aus düsterem Dunkel ins Licht harter

Wirklichkeit gehoben und bewußt gemacht. Die Darstellung stützt sich auf umfassende Quellenforschung, bis in erstaunliche Einzelheiten.

Bittere Wahrheit ist heilsamer als süße Träu-

Ihr wußtet nicht . . . (Schluß)

den auf Gegenseitigkeit der Arbeitsleistung beruhenden. Alles seitherige Papiergeld beruhe auf dem Golde. Man müsse in Zukunft der Banknote nicht Gold und Grundstücke, sondern Arbeitsprodukte als Unterlage geben. „Wir leben von etwas Größerem als vom Kapitaleigentum, *wir leben von der Zirkulation.*“ Der Umlauf der Produkte sei die Blutzirkulation des sozialen Organismus. Im richtig organisierten Umlauf sei das Kapital aufgelöst, umgestaltet, verloren. „Arbeitgeber ist nicht der Kapitalist, sondern der Konsument.“

Die zur praktischen Verwirklichung seiner Geld- und Kreditreform geplante Tauschbank sollte ein Staatsinstitut sein. Doch sollte der Staat nur über dieses Institut wachen, nicht daran verdienen. Die Tauschbank sollte große Warenlager einrichten. Auf Grund der Vorräte sollten zinsfreie Banknoten ausgegeben werden und das bisherige Metallgeld und Papiergeld verdrängen. Ein zwar primitiver, aber doch der erste praktische Plan, *Angebot* (Waren) und *Nachfrage* (die auf Warenbezugsrecht gegründeten Banknoten) einander gegenüberzustellen. Da die statistische Wissenschaft noch nicht entwickelt war, ist es verständlich, daß Proudhon noch keinen anderen Weg zu einer metallgeldfreien Zirkulation sah; insbesondere konnte er noch nicht erkennen, daß die Einrichtung von Vorratslagern durch die Bank überflüssig war, wenn die gewerbetreibenden Stände die Noten der Bank ohnehin auch gegen eigene Leistungen aus der eigenen Produktion und aus dem eigenen Lager in Zahlung nahmen. Aber Regierung und Volksvertretung verstanden ihn nicht oder wollten ihn nicht verstehen. Sie trafen keine Anstalten, das Projekt zu verwirklichen. Darauf bereitete Proudhon im November 1848 selbst eine solche „Volksbank“ vor. Sie sollte Eigentum aller Bürger sein, weder Provisionen noch Zinsen fordern und nur einen geringen Umsatzbetrag erheben. *Zwanzigtausend Teilneh-*

mere hatten sich gemeldet. Da bereitete die inzwischen ans Ruder gekommene neue Regierung unter dem Präsidenten Louis Bonaparte dem öffentlichen Wirken Proudhons ein Ende und steckte ihn ins Gefängnis. –

Sieben Jahre später, 1855, stand Proudhon noch einmal vor der Möglichkeit eines Versuches mit der Volksbank. Diesmal gelangte das Projekt nicht über eine Denkschrift hinaus. Von dem oft irrigerweise behaupteten „Zusammenbruch“ kann also weder im ersten noch im zweiten Fall die Rede sein.

Im übrigen beschränkte sich Proudhons Werk nicht auf die Entmonopolisierung des Geldes und die Reformation des Eigentumsrechtes am Boden und seinen Schätzen. Er war auch Freihändler.

Vom Kuh-Hirten als Sohn eines Küfereiarbeiters und einer Wäscherin zum Parlamentsabgeordneten und Begründer des freiheitlichen Sozialismus, das ist ein Weg, der zum Nachdenken zwingt. Aber nicht das Äußerliche ist erstaunlich. Bewundernswert ist das Genie, das über Smith, Ricardo, Blanc und den Bücherwall der Produktionssozialisten hinweg das Wesentliche erkannte, den Ausgangspunkt, den bisher alle anderen verfehlt hatten. Nicht in der Produktion hat die Ausbeutung ihre Ursache, der Fehler liegt in der Zirkulation und im Bodenmonopol.

Um einer zweiten Einkerkung zu entgehen, ging Proudhon 1858 in die Emigration nach Brüssel. Vier Jahre später kehrte er nach Paris zurück und starb hier 1865 im Alter von nur 56 Jahren.

Mit ihm starb ein bedeutender Mann und ein großer Mensch; einer der Riesen nicht nur seines Jahrhunderts. Der große deutsche Philosoph *Arthur Schopenhauer* sagte einmal, je länger es währe, bis einer Ruhm erlange, um so länger halte der Ruhm vor. Dieses Wort hat sich an seinem Urheber bewahrheitet. Auch an Proudhon wird es sich erfüllen.

Der Mensch, die Freiheit, das Eigentum

Vor dreihundert Jahren starb John Locke,
der Vater der modernen liberalen Demokratie

von

Karl-Ludwig Baader

Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 28. 10. 2004

(Abschrift)

Bei diesem Pathos hört man die Glocken der Freiheit läuten: „Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht, dass alle Menschen gleich erschaffen worden, dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt worden, worunter sind Leben, Freiheit und das Streben nach Glück.“ Es ist der Anfang der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 (in der ersten deutschen Übersetzung). Formuliert wurde diese Geburtsurkunde der liberalen Demokratie vor allem von Thomas Jefferson (später der dritte Präsident der Vereinigten Staaten), inspiriert wurde sie von einem englischen Philosophen, der damals schon sieben Jahrzehnte tot war: John Locke.

Dieser 1632 geborene und vor 300 Jahren, am 28. Oktober 1704, gestorbene geistige Ahnherr des modernen Verfassungsstaates war einer der ersten, der den Menschen mit natürlichen Rechten ausgestattet sah und damit die Grundrechte (Freiheit, Gleichheit und die Unverletzlichkeit von Person und Eigentum) begründete. So wurden jeder staatlichen Gewalt ihre Grenzen aufgezeigt und sogar ein Widertandsrecht anerkannt.

Ganz im Stil der Zeit gründete Locke das Verhältnis von Regierten und Regierenden auf einen Vertrag, dem alle freiwillig zugestimmt haben. Logischerweise musste er dafür eine vertragslose, vorstaatliche Situation konstruieren, den „Naturzustand“. Anders als sein 1679 gestorbener Landsmann Thomas Hobbes, der den Natur- als Kriegszustand („der Mensch ist des Menschen Wolf“) beschrieb und daraus die Notwendigkeit einer absoluten Herrschaft ableitete, trug er bei Locke schon zivilisierte Züge. Es herrschte schon vor der Staatengründung ein natürliches Gesetz, und jeder, war aufgerufen, diesem auch Geltung zu verschaffen - eine Situation, wie man sie aus dem klassischen Westem kennt, wo die Staatsmacht weit weg ist und der mutige Einzelne „das Gesetz“ in seine Hand nimmt.

Da aber dieser Zustand allzu labil war, so Locke in seiner philosophischen Erzählung, einigten sich die Menschen auf eine staatliche Ordnung, die durch Gewaltenteilung (Locke unterschied nur zwischen Exekutive und Legislative) die Herrschaft eines Einzelnen verhindern sollte.

Locke hatte sich das alles nicht im ruhigen Winkel ausgedacht. Er war nicht nur

Beobachter, sondern auch Beteiligter der politischen Auseinandersetzungen seiner Epoche. Als junger Philosoph, Erzieher und Arzt trat er in die Dienste des politisch einflussreichen späteren Earl von Shaftesbury und begleitete auch dessen wechselvolle politische Karriere. Locke war von 1675 bis 1679 in Frankreich, von 1683 bis 1689 in Holland im Exil, ihm stand aber nach der „Glorreichen Revolution“ (1688) und Wilhelm von Oraniens Machtergreifung eine politische Karriere offen - aber er musste sich bald krankheitshalber zurückziehen.

Da gehörte er längst zu den angesehensten Philosophen seiner Zeit. Noch heute wird er als einer der Begründer des Empirismus und der Erkenntniskritik der Aufklärung gerühmt. Er wandte sich gegen »die damals weit verbreitete Vorstellung von den jedem Menschen eingeborenen Ideen. Für ihn waren die Individuen „leere Tafeln“, die erst von der Erfahrung gefüllt werden. Erfahrung war aber für ihn kein bloßes passives Aufnehmen von Sinneseindrücken, die Tätigkeit des Geistes erst macht es möglich, dass aus Erfahrungen Prinzipien abgeleitet werden können - wobei für ihn die praktischen Lebensbedürfnisse unser Erkenntnisvermögen leiten.

So ganz passt die These von der „leeren Tafel“ nicht zur Vorstellung von natürlichen angeborenen Menschenrechten - und (das ist nicht der einzige Widerspruch, den sein Werk aufweist. Wie ja überhaupt das schönste Prinzip nie ohne Einschränkungen auskommt. Für Locke durfte nicht jedermann mitreden; nur das Eigentum machte für ihn den Menschen zum vernunftbegabten Subjekt. Locke musste dazu einen langen Erklärungsweg zurücklegen. Denn ursprünglich, heißt es bei Locke, sei die Erde Gemeinschaftsbesitz der Menschheit gewesen. Aneignen durfte man sich nur, was man durch Arbeit (Rodung oder Züchtung) selbst mit einem Wert versehen hatte, und auch nur so viel, wie man verbrauchen konnte. Erst die Einführung des Geldes machte dann die Anhäufung von Kapital möglich und legitim. Und mit der stillschweigenden Zustimmung zum Wert des Geldes habe man auch die damit verbundenen Folgen, die zunehmende soziale Ungleichheit, akzeptiert.

Dem Eigentumslosen blieb immerhin, seine Arbeitskraft frei zu verkaufen. Da war Locke weiter als sein späterer Verehrer und Schüler. Thomas Jefferson, dieser Poet der Menschenrechte, war Sklavenhalter.

Manifest

der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft 1950 e.V.



... also sprach Zarathustra
von den Gelehrten:

... denn dies ist die Wahrheit: ausgezogen bin ich aus dem Hause der Gelehrten, die Tür habe ich noch hinter mir zugeworfen.

Zu lange saß meine hungrige Seele an ihrem Tisch; nicht, gleich ihnen, bin ich auf das Erkennen abgerichtet wie auf das Nüsseknacken.

Freiheit liebe ich und die Luft über frischer Erde; lieber noch will ich auf Ochsenhäuten schlafen als auf ihren Würden und Achtbarkeiten.

Ich bin zu heiß und verbrannt von eigenen Gedanken; oft will es mir den Atem nehmen. Da muß ich ins Freie und weg aus allen verstaubten Stuben.

Aber sie sitzen kühl im kühlen Schatten; sie wollen in allem nur Zuschauer sein und hüten sich, dort zu sitzen, wo die Sonne auf die Stufen brennt.

Geben sie sich weise, so fröstelt mich ihrer kleinen Sprüche und Wahrheiten . . .

Geschickt sind sie; sie haben kluge Finger; was will meine Einfachheit bei ihrer Vielfalt!

Ich sah sie immer mit Vorsicht Gift bereiten; immer zogen sie gläserne Handschuhe dabei an ihre Finger.

Auch mit falschen Würfeln wissen sie zu spielen; so eifrig fand ich sie spielen, daß sie dabei schwitzten.

Wir sind einander fremd; ihre Tugenden gehen mir noch mehr wider den Geschmack als ihre Falschheiten und falschen Würfel.

Als ich bei ihnen wohnte, da wohnte ich über ihnen. Darüber wurden sie mir gram. —

Friedrich Nietzsche

Wir bekennen uns zu den Prinzipien einer freien Welt, zur bedingungslosen Respektierung der Menschenwürde, zur freiheitlichen Entfaltung der Persönlichkeit in Kultur, Gesellschaft und Wirtschaft, zu optimaler Gerechtigkeit in der Einkommensverteilung, zu Freizügigkeit, Eigentum an Selbstgeschaffenem und sozialer Sicherheit, zu Toleranz, Frieden und Verständigung mit allem, was Menschenantlitz trägt.

Doch wir wissen: der Mensch ist ein soziales Wesen. MENSCH sein – mit allem, was zum Menschen-Dasein gehört – ist für den Einzelgänger nicht möglich. Denn der Mensch bedarf der Geborgenheit in einer Ordnung geregelter Beziehungen zu seinesgleichen. Und weil dem so ist, liegen nicht in den Naturwissenschaften, nicht in Atomphysik, Kernspaltung und Weltraumforschung die entscheidenden Aufgaben unseres Jahrhunderts, sondern in den unendlich viel wichtigeren Sozialwissenschaften! –

Wer wollte leugnen, daß auf diesen Gebieten noch ein erschreckender Tiefstand des Wissens vorherrscht! An der Exaktheit und Zuverlässigkeit der Resultate gemessen stehen die Leistungen der Sozialwissenschaften – vornehmlich der Nationalökonomie und der Finanzwissenschaft – klaffertief unter den Leistungen der Physiker. Dabei haben sich die Zustände der freiheitlich-marktwirtschaftlichen Ordnung – untrennbar mit den monetären Regelungen verbunden – mehr und mehr zu dem einzigen großen Problem des Überlebens gegenüber einer anderen Gesellschaftsordnung verdichtet.

LENIN soll einmal den Ausspruch getan haben, daß die marktwirtschaftliche Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft an der Zerrüttung des Geldwesens zugrundegehen wird! – Ob er diesen Ausspruch wirklich getan hat, oder ob hier eine Legendenbildung vorliegt: auf jeden Fall ist es eine Prognose, die heute von beklemmender Aktualität sein dürfte. –

2

Was aber wissen unsere Wissenschaftler – von den Politikern gar nicht zu reden – zu den brennendsten Problemen unserer Zeit zu sagen? – Wie lauten ihre wissenschaftlichen Ratschläge? –

So zu fragen erübrigt sich im Grunde genommen. Wer nicht aus allem, was in diesen Jahren wissenschaftlich doziert, kolportiert, erklärt, gepriesen, versprochen und geregelt wurde, das vollkommene Fiasko der modernen Nationalökonomie erkennen kann, der sollte sich – angesichts des alarmierenden Zustandes unseres Geldwesens von dem Linzer Nationalökonom *Prof. Dr. Kurt Rothschild* aufklären lassen: „...*beim Inflationsproblem ist die Wissenschaft noch auf Vermutungen angewiesen.*“ (Wirtschaftswoche' Nr. 25 v. 23.6.72)

Demgegenüber wäre allerdings einschränkend zu bemerken, daß *die* Wissenschaft nicht nur aus den Gelehrten-Zirkeln besteht, die sich im elfenbeinernen Turm ihrer Universitätsgelehrsamkeit gegenseitig bestätigen, zitieren, abstützen und allenfalls Nuancen von Wandlungen in der Auffassung als profunde neue Erkenntnisse hervorheben. – Es mag *deren* Mangel darstellen, auf Vermutungen angewiesen zu sein; ob es für *die* Wissenschaft als Ganzes gilt, ist vorderhand noch eine offene Frage. Seit mehr als 40 Jahren wälzen sich zwar Theorien durch die nationalökonomische Fachliteratur, die jeglicher Logik entbehren; und weil diese Theorien für die Bewältigung der anstehenden Aufgaben untauglich sind, bekommt die Öffentlichkeit von jedem Experten-Conziliium nach einem mehr oder weniger geistvollen Herumwälzen der Probleme zu hören, „Patent-Rezepte“ gebe es leider nicht. –

Wer aber spricht denn davon oder erwartet sogar, daß „Patent-Rezepte“ geboten werden müssen? – Ist nicht eine derartige Argumentation von vornherein nur eine Diskriminierung des Bemühens um einen Ansatz zu
3 brauchbaren Lösungen? – und wem steht es denn über-

haupt zu, schon die Möglichkeit von Lösungen zu verneinen, – nur weil er selber keine weiß? –

Wir jedenfalls sind eine Gemeinschaft, die es grundsätzlich für möglich hält, aus der Verworrenheit der heutigen Zustände herauszufinden; und selbst wenn wir hier oder dort mit unseren eigenen Vorstellungen im Irrtum sein sollten, schließt das nicht aus, daß irgendwo auf dem Wege, den wir eingeschlagen haben, ein Schlüssel zu zuverlässigeren Einsichten liegen dürfte.

Immer kommt es aber darauf an, ehrlich zu suchen und zu forschen. Jede Wissenschaft muß den Kern ihrer unabdingbaren Wahrheit finden und herausarbeiten; – „Wahrheit“ als Entsprechung für festgegründete – und nicht zugunsten irgend eines Nebenzweckes zurechtgedeutete „Richtigkeit“ verstanden!–

Nietzsche wirft irgendwo die Frage auf: „Der ‚Wille zur Wahrheit‘ – was ist das? – Ist es der Wille, sich nicht täuschen zu lassen? oder ist es der Wille, nicht zu täuschen?“ – In Letzterem sieht er eine moralische Entscheidung: „Man frage sich nur gründlich, „bohrt er weiter: „Warum willst Du nicht täuschen? namentlich wenn es den Anschein haben sollte – und es hat den Anschein! – als ob das Leben auf Schein, Irrtum, Betrug, Verstellung, Blendung und Selbstverblendung angelegt wäre; und die große Form des Lebens sich immer auf der Seite der unbedenklichsten Vielwendigen gezeigt habe.“

Rüttelt Nietzsche damit nicht an der moralischen Maxime des Willens zur Wahrheit, am Berufsethos des Wissenschaftlers? „Wozu überhaupt Moral, wenn Leben, Natur, Geschichte ‚unmoralisch‘ sind? lautet seine Frage. Will er damit das Täuschen, Blenden und Betrügen rechtfertigen? – Fast scheint es so. –

Aber warum ergeht sich dann Zarathustra in so viel zorniger Verachtung gegenüber den Gelehrten, denen der Wille zur Wahrheit mangelt?

Niemand vermag mit Sicherheit anzugeben, wo im Einzelfall bei sozialwissenschaftlichen, wirtschafts- und finanztheoretischen Informationen und Empfehlungen die Grenzen zwischen absichtlichen (unmoralischen) und unabsichtlichen (entschuldbaren) Irreführungen liegen. Auf das Ganze gesehen und an den Erfahrungen von Jahrzehnten beurteilt ist es aber völlig ausgeschlossen, daß etwa der Intelligenzquotient der Physiker so außerordentlich viel größer sein kann als der unserer Sozialwissenschaftler. In unserer Sozialordnung – auf dem Betätigungsfeld der Sozialwissenschaften – kommen aber unentwegt Steuerungsprinzipien zur Anwendung, die gar keinen Vergleich mit dem exakten Ineinandergreifen von Theorie und Praxis in den Naturwissenschaften aushalten. Hier werden unzweifelhaft Theorien strapaziert, die überhaupt nicht greifen, die jeglicher Übereinstimmung mit der Wirklichkeit entbehren.

Warum werden solche Ungereimtheiten dennoch gelehrt und mit Auszeichnungen honoriert – vom Doktorhut und Professorentitel bis zu Orden und Ehrenzeichen –? Die Antwort liegt sehr nahe und ist kaum zu übersehen; denn unseligerweise bietet diese Materie von jeher die verlockendsten Möglichkeiten, Regelungen in die Sozialordnung einzuschleusen, mit denen – offen oder hintergründig – Ansprüche auf die Beherrschung anderer Menschen, auf deren Existenzgrundlagen, Arbeitsertrag und Vermögen, zur Geltung und Durchsetzung kommen. Solche Bestrebungen haben nicht nur in oligarchischen Gesellschaften eine Chance; sie haben sie auch in den Demokratien. Obschon (oder weil) auch hier jede gesetzliche Regelung theoretisch vorbedacht werden muß, entstehen auch die demokratischen Entscheidungen auf einem Vorfeld intellektueller Bemühungen und Auseinandersetzungen. Hier haben wir es mit dem Wirkungsbereich der Sozialwissenschaften zu tun – und hier ökonomische Logik und Wahrheit zu verleugnen und wissen-

5

schaftlich verbrämte Sicherungen und Abstützungen nackter Gruppeninteressen in die Sozialordnung hineinzuschmuggeln, – *das ist es, was aufhören muß!* – Denn was die westliche Welt heute überhaupt noch an freiheitlicher Ordnung hat, das wird mit diesen Methoden mehr und mehr bis an den Rand des Abgrundes manövriert. – Viele wissen davon, aber nur wenige wagen das Übel so zu nennen, wie *C. Wright Mills*, Professor an der Columbia-Universität in New York: „...daß innerhalb des Wissenschaftsapparates ein gewisser Typus heranwächst, der von dem klassischen Ethos der Wissenschaft keine Ahnung mehr hat.“ (*C. Wright Mills „Die Konsequenz“*, Kindler-Verlag, München, 1959, S. 220)

Auf dem speziellen Gebiet der Wirtschaftswissenschaften ist dieser Typus allerdings nicht erst in der Neuzeit aufgetreten. Vor mehr als einem halben Jahrhundert hat *Lujo Brentano*, selbst Professor der Nationalökonomie, schon erklärt, daß in der Wirtschaftswissenschaft „auch die irrigsten Lehren zu Ansehen gebracht werden, wenn sie den Interessen der Mächtigen zu dienen geeignet scheinen.“

Wie richtig das ist – aber auch wie verheerend es sich über die Jahrzehnte hinweg schon ausgewirkt hat – läßt sich an den heutigen Zuständen ablesen: Eine ganze Generation von Wissenschaftlern hat offensichtlich gar nicht mehr erfahren (!) und weiß also tatsächlich nichts davon, wieweit ein Problem, dessen Lösung heute von weltbewegender Bedeutung wäre, schon einmal geklärt war, – vom heutigen „wissenschaftlichen Standpunkt“ aus jedoch mit dem Rüstzeug der angelesenen falschen Theorien unter hartnäckiger Aufrechterhaltung dubioser Regelungen überhaupt nicht geklärt werden kann! – Mit der berechnenden Kultivierung von Tendenz-Theorien sind die Quellen zuverlässiger Erkenntnisse verschüttet worden. Wer sie wieder erschließen will, muß die moderne Nationalökonomie sehr tief mit kritischer Sonde durchstoßen.

6

Keine Frage, daß es ehrenhafte Wissenschaftler gibt, die das könnten. Auf diese kommt es an; aber deren Lauterkeit soll nicht der Schild sein, hinter dem sich die Wissenschafts-Heuchelei der Unbedenklichen verbergen darf! – Es gibt auch in der jungen Generation kritische Köpfe, denen die Brüchigkeit der herrschenden Theorien nicht verborgen geblieben ist; dieser Generation kann man nicht mehr beibringen, daß es dabei bleiben müsse. –

Niemand weiß, wieviel Zeit wir noch haben. Wer aber die Zeichen der Gegenwart versteht, der sollte begriffen haben, daß Änderungen nötig sind, bevor die entfesselten Leidenschaften mit Terror und Bomben die Chance einer menschenwürdigen Ordnung vom Tische fegen.

„Wir werden keiner biologischen Zeitbombe zum Opfer fallen, noch biologisch untergehen, denn einem solchen Ende geht der gesellschaftliche Zusammenbruch voraus, wenn es uns nicht gelingt, ihn abzuwenden.“ (*Peter Atteslander: „Die letzten Tage der Gegenwart“* Scherz-Verlag, München 1971)

Wir müssen endlich einsehen: es ist ein Gesetz der Weltordnung, daß man mit falschen Methoden nicht zu den richtigen Resultaten gelangt. – Die Politiker mögen die verwegene Hoffnung haben, man könne die Folgen falscher Handlungen in den Griff bekommen und positiv zurechtbiegen. In Wirklichkeit geht das aber nicht. Die wohlmeinende Absicht ersetzt nicht sachliche Richtigkeit; – und so richten sie denn ohne fundierte Sachkenntnis immer nur noch größere Übelstände an, im eigenen Lande, in Europa, in der Welt. Aber je weniger ihre Regelungen sachlich richtig sind, desto größer werden die Schwierigkeiten; – aber desto hartnäckiger beharren ihre Urheber auch darauf, daß es unwiderruflich dabei bleiben müsse. – Woher sollen sie es anders wissen? –

7 Auch in der demokratischen Gesellschaft können die Entscheidungen der Masse nur die Gewichte setzen; für

den Entwurf der Ordnung ist die Intelligenz verantwortlich. Von ihr hängt es ab, ob die Politiker in übergeordnetem Allgemein-Interesse sachlich richtige – oder weiterhin in Verfolgung und Verfestigung rücksichtsloser Interessen sachlich falsche Entscheidungen anstreben.

Hier liegen die großen Aufgaben der Sozialwissenschaften und hier sind alle zur Mitarbeit aufgerufen, denen die Gabe kritischen und konstruktiven Denkens eigen – und der „Wille zur Wahrheit“ oberstes Gesetz ist! Ihre Wirkungsmöglichkeiten sind sehr vielfältig:

„Die Menschen, die Macht besitzen und sich ihrer bewußt sind,“ fordert *C. Wright Mills* in seinem Buch, „müssen wir öffentlich in wechselndem Grade für die Konsequenzen verantwortlich machen, ...die sich aus ihren Handlungen und Unterlassungssünden ergeben.“ –

„Denjenigen, deren Entscheidungen ähnliche Konsequenzen haben, ohne daß sie sich ihrer bewußt sind, müssen wir mitteilen, wie wir die Lösung der Probleme sehen. Wir müssen versuchen, sie dadurch zu beeinflussen und ihnen ihre Verantwortung klar zu machen.“ –

„Denjenigen aber, welche regelmäßig ohne Machtmittel sind und deren Gesichtskreis sich auf das Alltags-Milieu beschränkt, müssen wir durch unsere Tätigkeit den Sinn struktureller Tendenzen und historischer Entscheidungen gerade für dieses Milieu klarlegen.“

Es gibt viele Möglichkeiten des Wirkens; – und noch wäre auch die Zeit, sie zu nutzen! –

„Manifest der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft 1950 e.V.“; geschrieben und zusammengestellt von Karl Walker; Herausgeber: Sozialwissenschaftliche Gesellschaft 1950 e.V., Sekretariat: 465 Gelsenkirchen-Horst, Postfach 3, Postsch'kto Hamburg 104400-203, Stadtparkasse Gelsenkirchen Kto. 130004626; © 1973 Rudolf Zitzmann Verlag, 856 Lauf (Pegnitz) 2, Satz und Druck: R. Warlich, Bad Neuenahr-Ahrweiler, Printed in Germany.
ISBN 3-87937-065-6

Auszug aus:
Der Mensch lebt nicht von Brot allein
von
Wladimir Dudinzew
(Verlag der Sternbücher Hamburg, 4. Auflage 1957)

»Dem Bürger Lopatkin, D. A.« stand auf dem weißen, glän.
220

zenden Papier. »Sie werden ersucht, am 21. Februar dieses Jahres, 11 Uhr morgens, bei der Kreisstaatsanwaltschaft, Zimmer 9, bei der Genossin Titowa, zur Abgabe einer Erklärung in einer Sie betreffenden Angelegenheit zu erscheinen.«

Nadja las diese Zeilen und öffnete schweigend die Ablegemappe. Dmitrij Alexejewitsch war auch auf diese Wendung der Angelegenheit vorbereitet. Er würde auf jede Frage die entsprechende Antwort geben können! Sein müder, trauriger Blick war keineswegs durch die Launen des Schicksals bestimmt. Nur – an diesem Morgen sah er eine unendlich lange Straße.

Und an dieser Straße standen Pfeiler... Pfeiler, auf denen lauter Zahlen standen: dreiunddreißig, vierunddreißig, fünf- unddreißig ... eine ihm gut bekannte Zahl: er würde bald dreiunddreißig Jahre werden. Aber irgendwo, am Ende dieses Weges stand seine fertige Maschine. Doch welche Zahl war auf dem Pfeiler eingeschlagen, der neben ihr stand?

Zwei Stunden später begleitete er Nadja durch die dunkle Ljachowgasse. Plötzlich ergriff sie seinen Arm und blieb stehen.

»Dmitrij Alexejewitsch ... was will man von Ihnen?«
Er lächelte. »Ich nehme an, daß Awdijew die Beziehungen zu mir präzisieren will!«

»Machen Sie doch keine Scherze«, sagte sie gekränkt und Tränen traten in ihre Augen. »Ich habe ganz ernst gefragt...«
»Nadeshda Sergejewna«, unbeabsichtigt legte er seine Hand auf ihre Schulter, nahm sie aber sofort wieder herunter.
»Schade – Sie haben nicht den Ernst begriffen, mit dem ich Ihre Frage beantwortet habe. Es ist eine sehr ernste Angelegenheit ...«

21. Februar. Frisch rasiert und mit einer neuen Krawatte versehen, stand Dmitrij Alexejewitsch vor der Tür des Zimmers der Staatsanwältin Titowa. Er klopfte und trat in das von der Wintersonne überflutete Zimmer. Es war eine strenge Frau, der er gegenüber stand – in brauner Jacke, grünen Paspeln und weißen Schulterstücken. Auf den Akten lag eine Packung

Zigaretten und eine Schachtel Streichhölzer. Als Dmitrij Alexe-

jewitsch in das Zimmer trat, schimpfte sie am Telefon, rauchte eine Zigarette und schnippte die Asche ab – auf irgendein Aktenstück. »Machen Sie doch keinen Nebel, Genösse Sachverständiger... eh... Onkel Kolja. Mehr als vier Stunden

221

braucht man nicht dazu.« Als sie den Hörer aufgelegt hatte, streifte Dmitrij Alexejewitsch ein kurzer, bösertiger Blick. »Setzen Sie sich«, sagte sie kurz und brannte sich eine neue Zigarette an.

»Also, Genösse Lopatkin... das sind Sie doch?« Sie legte ein paar Akenstücke gerade, trommelte nervös mit den Fingern auf die Tischplatte und trat schließlich ans Fenster.

»Eine etwas eigenartige Situation, Genösse Lopatkin – die einen bauen eine sowjetische Wissenschaft auf, eine sowjetische Industrie, während andere nichts zu tun haben, als diese Arbeit zu kritisieren, ja, sogar zu bekämpfen!«

Dmitrij Alexejewitsch gab keine Antwort. Er sah die Frau nur interessiert an.

»So ist es doch?« Sie setzte sich wieder an ihren Tisch und machte sich von neuem an den Akten zu schaffen.

»Ich bekämpfe keinen Menschen«, sagte Dmitrij Alexejewitsch mit ruhiger Stimme. »Man hat Sie anscheinend falsch unterrichtet.«

»Und was ist das da? Wie bezeichnen Sie das?« Sie schlug eine Mappe auf und gab Dmitrij Alexejewitsch acht oder zehn Abschriften – Briefe, Gesuche und Beschwerden, die er im Laufe der Zeit geschrieben hatte. Darunter war auch die Abschrift seines Briefes an die Redaktion der Zeitung wegen des Schutikow-Artikels. Der Brief war erwartungsgemäß an das Institut weitergeleitet worden, und die Herren »Sachverständigen« hatten ihn an die Staatsanwaltschaft weitergeleitet.

»Das sind lediglich Beschwerden«, sagte er mit der gleichen ruhigen Stimme wie vordem. »Wenn Sie wollen, auch Kritiken!«

»Es gibt sachliche Kritiken und es gibt Kritiken, die Verleumdungen sind.«

»Völlig richtig«, antwortete Dmitrij Alexejewitsch. Es fiel ihm schwer, sich zu beherrschen, aber er lächelte in das strenge Gesicht dieser Frau. »Und wer kann den Unterschied feststellen?«

»Eine Anzahl Wissenschaftler hat Anzeige gegen Sie bei der Staatsanwaltschaft eingereicht.«

»Ah, jetzt beginne ich zu verstehen. Darf ich einen Blick in die Klageschrift werfen?«

»Bitte!« Sie schob ihm acht maschinengeschriebene Seiten zu, von denen die letzte halbe Seite nur aus Unterschriften bestand. Langsam las Dmitrij Alexejewitsch die acht Seiten aufmerksam durch. Er hob die Augenbrauen, als er an die Stelle kam: »... sind wir gezwungen, Schutz bei den sowjetischen Gesetzen zu suchen.«

»Nun, was sagen Sie dazu?« fragte Frau Titowa.

»Nicht schlecht geschrieben«, gab Dmitrij Alexejewitsch zur Antwort. Es war ihm nicht besonders wohl zu Mute, denn Worte wie »ausgewachsener Verleumder«, »Pseudo-Neuerer«, »Erpresser« und so weiter waren in einem erheblichen Ausmaße in dieser Schrift vertreten.

»Aber uns gefällt ein derartiges Schreiben nicht!« Sie sah ihn zum ersten Male an. »Uns gefällt es gar nicht.«

»Sie sind selbst daran schuld, die Genossen . . .«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Entschuldigen Sie, wie lange sind Sie bei der Staatsanwalt schaff tätig?«

»Ich weiß zwar nicht ... aber, sagen wir, acht Jahre.«

»Und wieviele Personen haben Sie in dieser Zeit zur Verantwortung gezogen, weil sie das Neue in der Technik unterdrückt haben? Bestimmt – keinen einzigen! Und da fragen Sie: warum wir uns beschweren?«

In den trüben Augen der Frau schien plötzlich helles Feuer aufzulodern. Sie lächelte einen Augenblick, steckte die Zigarette in den Mund und das Gesicht verschwand hinter einer weißen Rauchwolke.

»Aber Sie glauben diesen Gelehrten!« Dmitrij Alexejewitschs Stimme wurde sicherer. Er beugte sich nach vorn, Frau Titowa entgegen, streckte ihr die mächtigen Handgelenke entgegen.

»Und doch – sie alle reiten auf der Technik von gestern, Awdijew, Fundator, Wolowik, Tepikin. Sie sind wie die Seidenraupen, sie spinnen aus eigenem Speichel ihre Kleidung! Vielleicht ist Ihnen auf der Straße schon einmal folgendes Bild aufgefallen: ein ausländisches Auto mit einem Wimpel. Sieht aus, wie ein lebendiger Vogel, es blitzt vor lauter Chrom. Und ringsherum stehen unsere neugierigen Landsleute. Bestimmt haben Sie das auch schon beobachtet. Jedenfalls, bei einem solchen Anblick brennt es bei mir hier ... in der linken Brust.

Aber Wissenschaftler wie Awdijew, die sind an dieser Schmach schuld. Monopol – sie wollen keine Sprünge nach oben, sie wollen nur langsam nach oben steigen. Und jeder, der anderer Meinung ist, der wird einfach erschlagen! Aber dürfen diese

anderen, die nicht dieser Meinung sind, einfach mundtot gemacht werden? Wir brauchen diese anderen - sie sind unser Gewissen!«

»Ihrer Meinung nach müßte also jeder Gegner geschont werden?«

»Sie denken falsch! Sie wollen mich einfach zu einem >Feind< stempeln! Wenn unseren Männern im Institut eine neue Maschine nicht zusagt, dann behauptet man einfach etwas gegen ihren Erfinder und schon hat er seinen Stempel weg! Warum diskutiert man nicht ehrlich darüber, wenn zwei Menschen ein und das gleiche Ziel anstreben, aber das Ziel auf zwei verschiedenen Wegen erreichen wollen? Auf jeden Fall bringt eine solche Aussprache nur Vorteile. Ich sage ganz offen - Awdijew befindet sich im Unrecht. Den Anschein, daß er recht haben könnte, verdankt er seiner hohen Stellung.«

Dmitrijs Augen schienen wie dunkler Samt zu glimmen. Jedes seiner Worte klang hart, er unterstrich die Wirkung mit seinen mageren, kräftigen Fingern. Er setzte sich zwar mit einem Staatsanwalt auseinander, aber er schien sich einzubilden, daß er eine Klasse Schüler vor sich habe – er unterrichtete und er schien überzeugen zu wollen. Frau Titowa verbarg nicht mehr ihr Lächeln. Sie rauchte nachdenklich ihre Zigarette und betrachtete aufmerksam diesen seltsamen Agitator mit dem wellen, glanzlosen Haar.

»Awdijew glaubt tatsächlich, wir zwei seien Feinde. Nicht nur unsere Gedanken sind verschieden, sondern auch unsere Ziele«, erläuterte Dmitrij Alexejewitsch. »Gewiß sind unsere Ziele verschieden, das sage ich bei klarem Verstand. Sie blicken nicht mehr vorwärts, sondern rückwärts. Ihr einziges Ziel ist, sich ihren Sessel zu erhalten, weiterhin gut zu verdienen, ja, sich zu bereichern. Aber jeder Entdecker dient ausschließlich dem Volk. Ein Entdecker ist immer ein Andersdenkender – auf jedem Gebiet des Wissens. Denn er hat ja einen neuen, einen kürzeren Weg gefunden und lehnt deshalb den alten, den bisher gewohnten Weg ab.«

224

»Gut«, sagte nach einiger Zeit die Staatsanwältin. Die Zigarette war aufgegangen. Sie nahm eine andere. »Und was haben Sie in sachlicher Hinsicht zu erwidern?«

»Selbstverständlich weise ich diese Beschuldigungen zurück. Auf meine Beschwerden darf es nur eine Antwort geben – diese Maschine muß gebaut werden, um festzustellen, wer von den beiden Parteien im Recht ist. Aber sie fürchten sich vor jeder Diskussion und vor jedem Experiment – denn das ist ihr Tod. Und deshalb laufen sie zum Staatsanwalt. Ich bitte Sie, Genossin Titowa, bedenken Sie doch auch die andere

Seite – es gibt eine Gruppe von Wissenschaftlern, die meine Ansichten bejahen – , leider befinden sie sich in der Minderheit.«

»Gut, wir werden Ihre Angaben überprüfen!« Sie erhob sich seufzend. »Setzen Sie sich an diesen Tisch und geben Sie eine schriftliche Erklärung ab.« Sie lächelte. »Aber bitte, halten Sie sich an Tatsachen!«

Eine Stunde später war die Erklärung fertig. Dmitrij Alexejewitsch gab sie der Frau, drückte ihre feste Hand und ging aus dem hellen Zimmer in das Halbdunkel des Ganges.

...
225

Im Internet fand ich zu einer anderen Ausgabe des Buches von Dudinzew folgende Angaben:

WLADIMIR DUDINZEW

DER MENSCH LEBT NICHT

VOM BROT ALLEIN

ROMAN

1958

IM BERTELSMANN LESERING

—
Ein Wort zu Beginn

Was wissen wir eigentlich von Rußland, vom Alltag des Volkes, von Leben und Arbeit, Lieben und Leiden der russischen Menschen? Der jahrelange Krieg hat das Gesicht dieses Landes in unseren Augen entstellt, und auch heute, nach dreizehn Jahren, sind wir - nicht viel klüger geworden. Die Welt ist in zwei Teile zerfallen oder willkürlich gespalten worden, die Zeitungen bringen meist politisch gefärbte Meldungen und Berichte, und wenn es uns schon so ergeht, daß wir von unseren Brüdern und Schwestern jenseits der Zonengrenze zu wenig wissen - um wie viel weniger wissen wir vom täglichen Schicksal jener Millionen in dem sowjetrussischen Riesenreich?

Als eines der ersten Bücher, das nicht propagandistisch verzerrt zu sein scheint, fand der Roman „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ von Wladimir Dudinzew den Weg über alle Grenzen, die politischen sowohl wie die der Weltanschauungen und der verhärteten Herzen. Wer das Schicksal des jungen Erfinders Lopatkin und seiner tapferen Gefährtin Nadja, den einsamen Kampf eines Idealisten gegen eine allzu selbstherrliche Bürokratie, miterlebt hat, der wird wissen, weshalb wir auf dieses Buch nicht verzichten wollten. Wir möchten unseren Lesern dieses Buch geben, weil wir glauben, daß es gut ist, mehr voneinander zu erfahren, und weil dieses Buch ein Baustein sein kann, ein kleiner Stein zu der großen Brücke über den Abgrund zwischen noch unversöhnten Welten. Bertelsmann Lesering

—
Aus dem Russischen übersetzt von Ingo-Manfred Schule Lizenzausgabe für den Bertelsmann Lesering mit Genehmigung des Verlages der Sternbücher GmbH, Hamburg © Verlag der Sternbücher GmbH, Hamburg Einband: G. Ulrich Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Printed in Germany